Nr. 23 — Leipzig, den 29. Mai — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post=Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Pfingsten — Ist religiöser Zweifel Sünde? — Die Lotzesche Philosophie innerhalb der modernen Weltanschauung: 3. Ueberschätzung der Erkenntnis; die Welt der Gefühle — Ein „Liebling der deutschen Lesewelt" — In Sachen des Evangelischen Bundes — Aus der Heidenmission: Die Mission einst und jetzt; Missionskonferenz; Ostafrikanische Missionsgesellschaft in Berlin; Wiedergewinnung Ugandas; Ein heidnisches Opfer im christlichen Deutschland; Russische Vergewaltigung von Missionaren — Bücher und Schriften: Ein Hauptwerk über Armenpflege und Wohlthätigkeit; Ein Führer durch das Gebiet der innern Mission; Die Evangelisation in Bosnien; Ein Schriftchen über Kurland; Kirchenideale und Kirchenreformen; Vereine gegen Bettelei oder Herbergsvereine? — Verschiedenes: Vereinstag der preußischen Mittelpartei

Pfingsten

Wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden. (Ap.=Gesch. 2, 11.) —

Pfingsten ist das letzte der großen Feste, welche uns dazu gegeben sind, daß wir das Gedächtnis der großen Thaten Gottes mit Dankbarkeit begehen. Thaten Gottes, darauf liegt immer der Nachdruck. Je weniger wir hindern können und ganz gewiß auch nicht hindern wollen, daß an Weihnachten, Ostern und Pfingsten die Stimmungswelt des innern Menschen ihren natürlichen Ausdruck finde, dort angesichts des häuslichen Herdes und seiner leuchtenden Christbaumfreuden, hier Auge in Auge mit der österlich erwachenden, dann pfingstlich sich schmückenden Lenznatur, desto lauter muß anderseits davon Zeugnis abgelegt werden, daß, was wir an unsern Festen haben, weit über eine Stimmung hinausliegt. Auch Pfingsten ist nicht Gebilde unsrer Seele, wozu eine längst verjährte Begebenheit den äußern Anlaß gäbe. Sondern dieses Fest erbaut sich noch heute tief innerlich auf Gottesthaten, von welchen zu reden wir ja nicht lassen können. Pfingsten ist der Gedächtnistag der Stiftung der christlichen Kirche.

Anbetend stehen wir vor dieser neuen, letzten, grundlegenden Erweisung unsers Gottes. Er hat uns gemacht, und nicht wir selbst, zu seinem Volk und zu Schafen seiner Weide. Daß eine christliche Kirche ist, Gemeinschaft der Heiligen, Gemeinde der Gläubigen, das ist sein Werk und zugleich Siegel und Beglaubigung der gesamten Offenbarung. Die Welt des Geistes ist unsichtbar und muß unsichtbar bleiben. Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Aber eben darum wäre sie für uns verloren mit allen ihren Herrlichkeiten, wenn sie niemals in diese Welt ihre Wurzeln gesenkt und Gestalt gewonnen hätte.

Daß sie Gestalt gewann, danken wir nicht allein der Offenbarung des Pfingsttages. Dort hat sich lediglich vollzogen, hat Reife und Erfüllung gefunden, was der göttliche Ratschluß von Ewigkeit geplant hatte und unser Heiland Jesus Christus hernach in der Zeit begründet. Pfingsten steht nicht vereinzelt da, wie ein Obelisk, der in einsamer Größe das flache Land überragt. Sondern die göttliche Architektonik hat diese ragende Himmelssäule zum letzten Pfeiler des Gewölbes bestimmt, dessen Grund in Christo lag. Was damals als christliche Kirche in die Erscheinung trat, war in der Stille schon vorbereitet. Erkennt ihr nicht ihre ersten Ansätze in der Wahl der Zwölfe, die Jesus berief, damit sie um ihn seien? Eine Wahl fürwahr der Liebe, eine Wahl der Weisheit, vorbeugend, vorbauend, anbahnend, ein Unterpfand der Zukunft, eine Bürgschaft der Vollendung. Wie viel der Herr an Zöllnern und Sündern, an römischen Centurionen und phönizischen Bauernfrauen, dazu an den Armen und Elenden Barmherzigkeit gethan hat, was will es sagen gegen die namenlose und ungemessene Hingebung, die er von einem Tage zum andern und Jahr um Jahr an den Jüngern geübt hat, daß er sie sich geselle, sie sich gewinne, daß sie Organe seines Geistes würden, der auf sie kommen und bei ihnen wohnen sollte?

Dennoch harrten sie des Pfingsttages und warteten eines neuen, letzten Antriebes. Es ist etwas andres, Gottes Wort hören und es im feinen, stillen Herzen bewahren, oder dieses Wort ausbreiten sollen und andern von seiner Kraft mitteilen. Es reichte nicht hin, daß sie der Herr ausdrücklich zu seinen Boten bestimmt, daß er sie einst wie zur Vorbereitung durch die Gaue Palästinas entsendet hatte. Denn diese Sendung war unter seinen Augen geschehen, unter seiner Verantwortlichkeit, nicht als ihr eignes Werk. Verwaist, wie sie seitdem sich fühlten, sich selbst und ihren großen Erinnerungen überlassen, sollten sie wagen, die Sache Christi, der sie doch, mit dem Meister verglichen, auf keine Weise gewachsen waren, aus eignem Entschlusse zu treiben? Der müßte wenig von der Verantwortung verstehen, welche mit dem Gewicht eines heiligen Müssens, wie ein brennend Feuer Propheten und Apostel auf den Wegen ihres Berufes durchdrang, der müßte keine Ahnung von dem Kraftaufwande haben, welchen das Werk der Eroberung der Welt bis zum Verzagen der Natur von seinen Streitern forderte, der müßte gering denken von der Demut, die dort mit Petrus bei der Heilung des Lahmen auf jedes Verdienst verzichtete, der den Mut hätte, die Gründung der christlichen Kirche von nichts weiter als einem gemeinsamen Beschluß der Jünger zu erwarten. Der Geist des Herrn kam über sie und trieb sie an zu reden.

Geheimnisvoll ist freilich der Hergang. Das Brausen vom Himmel war wohl vergleichbar dem Brausen eines gewaltigen Windes, die Zünglein, welche ihnen erschienen, sahen wohl Feuerflämmchen ähnlich; aber was beide an sich und eigentlich waren, ist in Dunkel gehüllt. Dasselbe Dunkel breitet sich über alle Anfänge wahrhaftigen Lebens, zumal des Lebens aus Gott. Es bleibt immer etwas zum Wundern übrig, und dieses Etwas, worüber wir uns wundern, ist's nicht in Wahrheit ein Wunder? Aller Wunderglaube ist nächst dem Vertrauen zu der speziellen Vorsehung Gottes das demütige Eingeständnis, daß die Kette unsrer Schlußfolgerungen an tausend Stellen reißt. Der so verstandene Wunderglaube, wir empfinden es alle, ist unentbehrlich. Er allein bringt uns das Pfingstfest nahe, er macht auch die verborgensten Führungen Gottes in der Geschichte der christlichen Kirche begreiflich und erträglich. Und nicht anders verhält es sich mit der einzelnen Seele. Wo ein Leben aus Gott geboren wird, da ist rings umher dichtes Geheimnis.

Je dunkler aber das Werden des Pfingsttages, desto heller das, was geworden ist. Seht sie dort stehen in junger Schönheit, die Braut des erlesensten Bräutigams, die erste Gemeinde des Herrn. Er hat ihr von seinem Geiste mitgeteilt ohne Maß, und ihr Mund fließt über, wovon das Herz voll ist; wir hören

sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden. Seitdem geht die Botschaft durch alle Welt im Werben für die Heerscharen unsers Gottes, im Hochzeitsbitten zum großen Abendmahl: Kommt, denn es ist alles bereit. Das Wort erweist sich wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Dies Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben. Wo aber Menschenwitz und List den Mund der Kirche zu verschließen gedachten, daß sie nicht ferner reden solle von dem Namen Jesu Christi, da hat die Braut in stillem Leiden sich in das Bild des Bräutigams verklärt, und dieses Bild ist zum Redner geworden, der mit ureigner Beredsamkeit die Herzen und Gewissen bestürmte und immerdar bestürmen wird, bis sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben, bis alle Kniee sich beugen und alle Zungen bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. Sch

Ist religiöser Zweifel Sünde?

„Setzen Sie sich! Der Herr Konsistorialrat X glaubt das auch; da können Sie's auch glauben!" Das war die Antwort, die mir in Unterprima der Religionslehrer gab, als ich mir erlaubt hatte, um nähere Auskunft über den eben im Unterricht besprochenen Gegenstand zu bitten. Diese Abweisung erregte in mir die größte Erbitterung. Mir war es Ernst um die Sache — und nun diese Antwort! Sie berührte mich umso tiefer, als ich mich damals in den stärksten Zweifeln über die Religion befand: ich suchte mit innerstem Verlangen nach Gewißheit, nach Wahrheit, nach Aufklärung über diese und jene Frage. Nun mußte ich mich wieder davon überzeugen, was ja die Quelle meiner Zweifel war: einer Lehre sollte ich mich blindlings unterwerfen, für die mir wohl eine menschliche Autorität mit aller Bestimmtheit vorgehalten wurde, für die mir aber die Begründung fehlte, die sich durch keine Autorität ersetzen läßt. Meine Achtung vor jenem Lehrer war für immer geschwunden. Hatte ich vorher das gute Zutrauen in ihn gesetzt, daß er über eine gründliche wissenschaftliche Methode verfügte, so war ich jetzt voll Mißtrauen: das Gewicht seiner Worte war für mich ganz wesentlich abgeschwächt. Aber was weit schlimmer war: ich wurde von neuem in quälende Zweifel geworfen und fühlte mich darin gerade von denen verlassen, die von Rechts- und Gewissenswegen berufen gewesen wären, mir daraus zu helfen, mir wenigstens Teilnahme und Gehör zu schenken.

Ich schicke die Erzählung dieses kleinen Erlebnisses voraus, um daraus die Frage abzuleiten, die uns hier näher beschäftigen soll. Jener mein Religionslehrer ging in der Behandlung seines zweifelsüchtigen Schülers offenbar von dem Grundsatze aus: Zweifel ist Sünde und verdient eine energische Zurückweisung. Wenigstens faßte ich die Sache damals so auf: ich fand kaum den Mut, gegen jemanden von meinen Zweifeln zu reden, weil ich mich dieser „Sünde" schämte. Gewiß giebt es auch weite Kreise, in denen dasselbe Urteil anerkannt ist. Und das hat zur Folge, daß viele Gebildete mit ihren Zweifeln gerade den Theologen gegenüber sehr zurückhalten. Aber ist das richtig? Ist religiöser Zweifel überhaupt Sünde? oder welcher Zweifel? welcher nicht?

Machen wir uns zunächst klar, was religiöser Zweifel eigentlich bedeutet. Bisher haben wir diesen Begriff in dem Sinne genommen, wie er der übliche ist, nämlich im Sinne eines Zweifelns an der Wirklichkeit und Thatsächlichkeit der oder einzelner im Christentum vorgetragnen Lehren oder Geschichten auf Grund verstandesmäßiger Ueberlegung. Streng genommen bedeutet aber **religiöser Zweifel** etwas andres: er bedeutet — und dieser Unterschied ist ungemein wichtig — denjenigen Seelenzustand eines Christen, in welchem ihm unter der Not des Lebens oder der Sünde das Vertrauen auf die Hilfe oder Gnade Gottes schwindet. Während jener Zweifel sich auf theoretischem Gebiete bewegt, führt uns dieser Zweifel in das praktische Leben hinein. Während jener Zweifel Sache des Verstandes ist, ist dieser Sache des Herzens, des Gewissens. Der Gegensatz jenes Zweifels ist der Glaube im Sinne eines Fürwahrhaltens. Dagegen steht dem Zweifel des Herzens der Glaube als ein festes Vertrauen gegenüber.

So führt uns der verschiedne Begriff des religiösen Zweifels auf den nicht stark genug zu betonenden Unterschied zwischen glauben = fürwahrhalten und glauben = vertrauen. Um diesen Unterschied uns recht deutlich zu machen, sei daran erinnert, daß ein nur äußeres Fürwahrhalten religiös wertlos ist. „Es geschieht auch Unterricht, daß man hie nicht von solchem Glauben redet, **den auch die Teufel und Gottlose haben**, die auch die Historien gläuben, daß Christus gelitten hab und auferstanden sei von Toten; sondern man redet vom **wahren** Glauben, der da gläubet, daß wir durch Christum Gnade und Vergebung der Sünde erlangen," heißt es im zwanzigsten Artikel der Augsburgischen Konfession. Umgekehrt ist es sehr wohl denkbar, daß jemand theoretisch über diese oder jene Lehre noch vollständig im Zweifel sein und doch dabei religiösen Glauben haben kann, wenn vielleicht auch nur sehr schwach und senfkornartig. Am frappantesten tritt das ja in dem bekannten Gebet des französischen Atheisten entgegen: „O Gott, wenn du bist!" Darin liegt ein Abfall vom Atheismus, und es kann dieses Wort das Gebet eines in tiefen Zweifeln ringenden Glaubens sein, der gerade zur Lösung seiner Zweifel auf die Hilfe des Gottes harrt, der ihm ungewiß ist. Ja, so lange wir noch nicht im Schauen leben, müssen wir viele Fragen, auf die wir gern Antwort hätten, in dem festen Vertrauen, daß wir einstmals von Angesicht zu Angesicht schauen und erkennen werden, als eine Last tragen. Der echte Glaube nimmt aber solchem Fragen die Ungeduld und den quälenden Stachel. Theoretischen Zweifel wird der Christ nie als eine Schuld sich zurechnen; dagegen wird er ungescheut über jeden Zweifel an Gottes Liebe und Treue und an dem endlichen Siege des Gottesreiches mit sich zu Gericht gehen und darin einen Abfall von Gott erkennen.

Wird nun im Herzen solcher Zweifel ein dauernder, absichtlich gewollter Zustand, verschließt sich ein Gewissen dem mächtigen religiös-sittlichen Eindruck der Person Christi, so entsteht Unglaube, Unbußfertigkeit, über welche die heilige Schrift, vor allem das Neue Testament, das schwere Urteil spricht, daß sie **die Sünde** überhaupt ist. Dieser Unglaube sucht sein vermeintliches Recht meist in den Verstandeszweifeln, die gegen das Christentum sich scheinbar geltend machen lassen. So will sich der Unglaube vor sich und der Welt rechtfertigen. Der Ungläubige sucht die Zweifel und jubelt, wenn etwa die Naturwissenschaft eine neue Waffe gegen das Christentum zu bieten scheint. Es ist gar nicht zu leugnen, daß dieser durch und durch unsittliche Zweifel in unsrer Zeit weite Schichten angesteckt hat: solche Menschen sind aber durch nichts zu überzeugen oder zu gewinnen. Von ihnen gilt das Wort Christi: „Ihr habt nicht **gewollt**." Ueber diesen Unglauben brauchen wir hier kein Wort weiter zu verlieren. Ebenso wenig dürften diejenigen einer ernsten Teilnahme wert sein, die in seichtem Hochmut und Wissensdünkel mit überlegener Gleichgiltigkeit auf das Christentum herabsehen als auf einen längst überwundenen Standpunkt und die Zweifel eines ernsten Gemütes überhaupt nicht verstehen.

Dagegen müssen wir mit aller Entschiedenheit den aufrichtigen, lauteren Zweifel vor dem Vorwurfe der Sünde und Unbußfertigkeit in Schutz nehmen. Wir thun es im Namen Christi, der den zweifelnden, in Vorurteile verstrickten Nathanael mit dem freundlichen Gruße: „Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist," empfangen und gewonnen hat, der aber einer ihm äußerlich zujauchzenden Menge sich nicht anvertraute (Joh. 2, 23 u. 24). Gewiß, es giebt einen lauteren, aufrichtigen Zweifel, der die allerschonendste, innigste Teilnahme verdient. Wer durch ernste Zweifel hindurch gegangen ist, wird ja immer einsehen, daß er mit Vorurteilen sich herumgeschlagen, das Christentum vom falschen Gesichtspunkte aus angesehen hat. Und wer ist daran Schuld? Trifft hier nicht gerade die Theologie und ihre Vertreter ein schwerer Vorwurf, wenn sie das Christentum so darstellen, daß es nur Zweifel weckt, wenn sie für die Fragen einer jungen, nach Selbständigkeit ringenden Seele kein Gehör und keine andre Antwort hat als die: Unterwirf dich? Ist es nicht ein arges Unrecht, eigne Versäumnisse dann dem andern noch auf die Rechnung seiner Schuld zu setzen?

Doch woran zeigt sich's, daß ein Zweifel wirklich aufrichtig und lauter ist? Eine Nathanaelsseele wird jederzeit wünschen,

nicht daß das Christentum als Trug, sondern daß es als Wahrheit empfunden werde; sie hängt an dem Glauben der Kindheit mit inniger Liebe, und es durchzittert sie ein tiefes Weh, wenn sie etwas Teures in Zweifel gezogen sieht. Ich weiß von einem vierzehnjährigen Knaben. Als er Zeuge eines Gespräches über Glaubenssachen war, wobei der eine Teil den offensten Unglauben vertrat, während sein Gegner, ein Student der Theologie, sich als vollständig unfähig erwies, den leichtfertigen Schwätzer heimzuleuchten, lief er schließlich, in helle Thränen ausbrechend, davon: er fühlte den Boden unter sich zum erstenmale erzittern, und das erschütterte das Innerste seiner Seele. Lange hat es gedauert, bis der Boden wieder fest wurde, aber unter allen Zweifeln beherrschte ihn das Gefühl, dem Kingsley in gleicher Lage in einem Briefe folgenden Ausdruck gegeben hat: „Zürnen Sie mir nicht. Ich weiß, daß ich Sie nicht irre machen kann, und hoffe auch, daß Sie in meinen Zweifeln nichts Leichtsinniges oder Bitteres, keine Tendenz geräuschvoller, hohler Blasphemie finden werden. Dazu ist mir viel zu feierlich und ernst-wehmütig zu Mute. Wenn die alten Philosophen Recht hatten, wenn ich in meiner Auffassung Recht habe — wehe der Christenheit! Wenn ich Unrecht habe, wehe mir selbst! Aber scherzen läßt sich über diesen Gegenstand nicht.“

Mit diesem Ernst verbindet sich sehr oft eine ängstliche Scheu, religiös zu erscheinen, und ein lebendiges Mißtrauen gegen jede religiöse Aeußerung, die der Zweifler gern als Phrase beurteilt. Auch Kingsley hat von sich dasselbe bezeugt: „Ich habe eine instinktive, vielleicht thörichte Furcht, irgendwie eine religiöse Phrase anzuwenden, weil ich sie umgekehrt auch nicht für baare Münze annehmen würde, wenn man sie in ähnlicher Lage mir gegenüber gebrauchte. Ich habe gefunden, daß, wenn ich mir je, auch nur vor mir selbst, diese allgemeinen, abgedroschenen Ausdrücke erlaube, welche für gewöhnlich als Parole gelten, ihr Sinn mir ganz entgeht und ich mich in ihrer scheinheiligen Oberflächlichkeit und einem mir unverständlichen Wortschwall verliere. . . . Ich sage dies, weil ich so sehr selbst den Anschein einer eingebildeten Bekehrung fürchte, wie ich sie oft mit ihrem unfehlbaren Rückschlag um mich her wahrnehme.“ Diese Scheu vor allem religiösen Scheinwesen ist ein wichtiges Merkmal eines lauteren Zweifels. Wer will daraus dem Zweifler einen Vorwurf machen? Liegt darin nicht vielmehr eine wesentliche Vorbedingung gesunder Religiosität?

Und, fragen wir weiter, ist es nicht überhaupt höchst schätzenswert, wenn ein aufrichtiges Gemüt nach einer selbständigen, von Autoritäten unabhängigen Ueberzeugung strebt? Sehen wir darin nicht gerade ein Erfordernis jeder echt evangelischen Frömmigkeit, daß sie eine freie, auf eignem Erwerb beruhende ist? Ist nicht der Zweifel zugleich das ausgesprochenste Interesse an der Religion, das volle Gegenteil der nicht genug als philisterhaft zu brandmarkenden Gleichgiltigkeit? Daher ist wohl das entgegengesetzte Urteil berechtigt: ein aufrichtiger Zweifel ist oft die allerbeste Vorbereitung für eine wahrhaft evangelische Glaubensüberzeugung. Wir sagen oft; denn leider Gottes bleibt ja so mancher in seinen Zweifeln hängen. Der junge Gymnasiast wendet sich, vielleicht gerade in Rücksicht auf seine Zweifel, nicht der Theologie, sondern einem andern Studium zu; seine Zeit, seine Interessen werden anderweitig in Anspruch genommen, seine Ueberzeugungen sonst woher beeinflußt, sodaß er weder Kraft noch Zeit findet, über seine religiösen Zweifel mit sich ins Reine zu kommen. Viele bringen es unter eigentümlichen Verhältnissen und infolge ihrer besondern Naturanlage nie zu klarer, positiv christlicher Ueberzeugung, sie ringen und schwanken und suchen ihr Lebenlang. Dennoch möchten wir auch über sie nicht den Stab brechen; denn gewiß ist manche solcher suchenden, aufrichtigen und edeln Seelen unserm Herrn näher, als sie selbst, als die nach äußern Merkmalen urteilenden Menschen ahnen. Der Herr kennt die Seinen. Wer aus der Wahrheit ist, gehört dem Herrn, wenn er nur mit dem Maße von Erkenntnis treu wuchert, das ihm geworden ist. Vielleicht sind vor Gott die aufrichtigen Nathanaelsseelen wertvoller als mancher, der, allem Zweifel absichtlich aus dem Wege gehend und einem gewissen konservativen Zuge seines Wesens folgend, den Glauben der Väter gedankenlos und darum widerspruchslos hinnimmt, auch wohl gar mit Eifer vertritt. Es gilt doch gerade von dem religiösen Kleinod: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.

Aber so manche sind doch durch die Zweifelskrankheit hindurch zu einer fröhlichen, festen, christlichen Ueberzeugung gekommen, wenn vielleicht auch nach langem Kampfe. Ja, es läßt sich wohl behaupten, daß gerade der Zweifel die glaubensinnigsten Christen geboren hat, indem an ihnen das Wort der Schrift sich erfüllte: Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen.

Darum verurteile man einen Zweifler, sobald er es ehrlich meint, nicht, man belächle nicht mit vornehmer Herablassung den nach Wahrheit dürstenden Jüngling als einen querköpfigen Idealisten, sondern schenke ihm Achtung und Teilnahme und Ermutigung.

Und ein Wunsch bilde den Schluß: Wenn doch gerade auf den höhern Schulen die Religionslehrer ihre volle Teilnahme den Schülern zuwenden möchten, von denen sie Interesse, das heißt aber für jene Altersstufe meist Zweifel, am Christentume voraussetzen können. Dazu gehört freilich ein weiter Blick, ein weites Herz und eine hohe Begeisterung für das Evangelium. Mangelhafter Religionsunterricht auf den höhern Schulen ist eine hauptsächliche Quelle des Unglaubens unter den Gebildeten unsrer Zeit. Ob auf diesem Gebiete nicht vieles reformbedürftig ist?

***

Die Lotzesche Philosophie innerhalb der modernen Weltanschauung

3. Ueberschätzung des Erkennens; die Welt der Gefühle

Von den Grenzen des Wissens haben wir mit hinreichender Ausführlichkeit gesprochen. Nun aber tritt innerhalb derselben häufig eine Ueberschätzung der bloßen Erkenntnisthätigkeit des Geistes auf, wobei die Mittel wissenschaftlicher Untersuchung als letzter Zweck, ihre Formen als das wahrhaft Seiende sich ausgeben möchten. Diese irrige Schätzung verführt zu der Manier, durch kunstgerechte logische Verarbeitung die fehlende Sachkenntnis ersetzen zu wollen; sie bringt sonderbare Spielereien und Kunststücke fertig, die dem unphilosophischen Menschen sehr wenig wichtig erscheinen müssen und ihm doch manchmal gewaltig imponiren, sodaß er sich einbildet, er habe wunderwelche sachliche Aufklärung erhalten. Es ist doch schließlich etwas ganz Gleichgiltiges und Langweiliges, die Zauberapparate logischer Formalitäten aufzufahren. Warum z. B. sich lange mit Definitionen aufhalten, wenn, was wir meinen, ohne viele Umstände klar ist? Warum ein unlogisches Spiel mit Begriffen aufführen, um etwas ganz Unwirkliches zu demonstriren? Oder man hält die Formen unsers logischen Denkens fälschlich für unmittelbare Abbilder und Wiederholungen derjenigen Formen, in welchen das Wirkliche selbst befaßt ist, sich aufeinander bezieht und bewegt. Man verwechselt die Umwege und Prozeduren, welche unser Denken macht, um zur Erkenntnis eines Inhaltes zu kommen, mit dieser Erkenntnis desselben selbst. Endlich: es lassen sich sehr hübsche Zusammenstellungen formaler Begriffe machen; aber alle bleiben willkürliche Kombinationen, von denen nicht ersichtlich ist, warum es etwas geben müsse, was ihnen entspräche.

In den Kreis dieser Betrachtungen gehören unter anderm die Naturgesetze und die Ideale. Die Gesetze — so denken wir mit irriger Verselbständigung derselben — sollen aller Wirklichkeit als ein unergründliches Schicksal vorangehen. Und es sind doch nur allgemeine Sätze, welche in der ganzen geschaffenen Welt und in Bezug auf jede noch nicht beobachtete oder noch zukünftige Einzelheit der Welt im voraus gelten; kein Gesetz aber und keine Wahrheit hat vor, außer, zwischen oder über den Dingen, von denen sie gelten soll, eine Existenz: sie ist nur und wirkt nur, sofern sie in dem lebendig Seienden realisirt ist. Auch alle bloßen Ideale sind ganz nutzlos. Sie sind es dann, wenn sie bloß angeben, was schön sein würde, wenn es wäre, und wenn sie nicht zugleich nachweisen können, daß es Menschen geben werde, die sich dazu herbeilassen, die Rollen zu spielen, die ihnen in diesen Entwürfen zugemutet

werden. Was für geistvolle und sinnreiche Pläne hat man für den „Organismus" der menschlichen Gesellschaft auf dem Papier entworfen, Kartenhäuser, die der erste Hauch der rauhen Wirklichkeit umwerfen mußte! Ja selbst die sachgemäßest ausgedachte Idee, z. B. über das Wesen des Staates, hat schließlich doch nicht als verpflichtende Regel zu gelten, die dieser zu befolgen hätte. Der letzte Zweck des Staates kann immer nur der sein, die lebendigen Gemüter, die seinen Bestand bilden, in einer Entwicklung zu schützen und zu fördern, die ihren eignen Bedürfnissen und den Anforderungen der Sittlichkeit gemäß ist. Jede Form der Verhältnisse dagegen, die bloß irgend einen tiefsinnigen Gedanken symbolisch ausdrückt, aber praktisch garnichts zum Wohle der lebendigen Staatsbürger beiträgt, ist eine bedeutungslose und unter Umständen schädliche Etikette.

Hier wird uns deutlich, was im Kampfe mit den logischen Formalitäten für Lotze auf dem Spiele steht, und worauf er hinauswill. Neben der grauen Theorie erhebt das lebendige Gefühl seine nie besiegten Ansprüche. Das Bedürfnis nach etwas Wertvollem, nach Lust, nach Seligkeit — es ist dem Menschen viel zu tief eingeprägt; es bricht, je abstrakter wir zu denken uns gewöhnt haben, mit umso innigerer, lebendigerer Macht hervor. Die Herstellung irgend eines erkennbaren Thatbestandes, einer bestimmten Beziehung zwischen verschiednen Elementen, einer Ablaufsordnung der Ereignisse, irgend einer Form des Zusammenhanges und der Entwicklung — alles dies hat an sich keinen eignen Wert und kann nicht als ein Zweck gedacht werden, den unser Gemüt mit Befriedigung der Welt gestellt denken könnte. Was wir den Wert solcher Inhalte nennen, das besteht lediglich in dem Gefühl der Befriedigung oder der Lust, die wir von ihnen empfinden. Denn in Bezug auf alle jene formalen Thatsachen kann man fragen, warum eigentlich gerade sie und nicht andre in der Welt sein sollen; nur in Bezug auf die Lust oder Seligkeit wird die Frage absurd, warum gerade sie und nicht lieber das völlig Gleichgiltige den letzten Zweck der Welt bilde.

Bereits in den einfachsten Erscheinungen des seelischen Lebens tritt — gerade innerhalb der wissenschaftlichen Untersuchung — die Wichtigkeit des Gefühls hervor. Beobachten wir z. B. den gewöhnlichen Vorstellungsverlauf oder die Thätigkeit des Gedächtnisses, so richtet sich die Stärke der Vorstellungen keineswegs nach dem Größenverhältnisse der vorgestellten Inhalte, vielmehr kann die Vorstellung von kleineren Inhalten bisweilen die von größeren verdrängen, ja selbst die Empfindung äußerer Reize ganz unterdrücken. Woher kommt dies? Es knüpft sich an jeden Eindruck außer der dadurch veranlaßten Vorstellung auch noch ein Gefühl des Wertes, den der vorgestellte Inhalt für das körperliche und geistige Wohlbefinden des Vorstellenden hat; und nach dem Grade des Interesses, welches eine Vorstellung aus vielerlei Gründen in jedem Augenblicke zu erwecken vermag, richtet sich ihre größere oder geringere Macht zur Verdrängung andrer Vorstellungen. Aehnlich entsteht das Selbstbewußtsein (der Begriff des Ich) nicht durch eine theoretische Betrachtung, sondern durch das unmittelbare Interesse der Lust und Unlust, welches unsre eignen Zustände im Gegensatz zu denjenigen hervorrufen, welche nicht von uns erlitten werden. Die Evidenz und die Innigkeit, mit der jedes fühlende Wesen sich selbst von der ganzen Welt unterscheidet, hängt garnicht von der Vortrefflichkeit seiner Einsicht in sein eignes Wesen ab, sondern äußert sich bei den niedrigsten Tieren, die nur in einem dumpfen Gefühle des Schmerzes oder der Lust ihre Zustände als die ihrigen anerkennen, ebenso lebhaft als bei dem intelligentesten Geiste. Drittens: unsre Erkenntnis selbst hat im Ganzen der Welt nicht den Beruf, einen äußern Thatbestand objektiv noch einmal abzubilden; sondern alle scheinbare Wirklichkeit ist ein System von Veranlassungen, durch welches das höchste Gut in aller ihm möglichen Mannichfaltigkeit für den Geist Objekt des Genusses werden wollte. Wenn z. B. unsre Sinne nicht die Licht- und Schallwellen der äußern Natur getreu wiedergeben, aber dafür (immerhin subjektiv) die Schönheit des Glänzens und Klingens erzeugen, so besteht eben hierin der Zweck, den die Natur erreichen wollte, aber für sich allein nicht erreichen konnte.

Bei diesem letzten, etwas schwierigeren Gedanken verweilen wir nicht, sondern treten auf das Gebiet des praktischen Handelns über. Auch dessen Grundgesetze würden inhaltslos werden, wenn man jede Beziehung auf ein Gefühl für Lust und Weh ausschließt. Das Gute selbst hat keinen Sinn, wenn es nicht einem Geiste zu Teil wird, welcher daran Freude haben kann. Soll man überhaupt noch von Geboten, d. h. nicht bloß von einem Müssen, sondern von einem Sollen sprechen, wenn die Erfüllung dieser Gebote nichts besseres zur Folge hat, als ohne ihre Erfüllung auch würde geschehen sein? Die Innehaltung einer bloßen „Maxime" oder Form des Handelns, welche niemandem wohl oder wehe thut, kann doch unmöglich heiliger sein als die Innehaltung einer beliebigen andern, die auch niemandem wohl oder wehe thut. Vielmehr die Erzeugung von Gütern ist der letzte Zweck alles Handelns; und wir haben keinen Grund, über die Seligkeit zu spotten, welche z. B. von dem Christentume als das Ziel der Sittlichkeit ausgesprochen wird.

Und wo die Erkenntnis fruchtlos eine vollständige Einsicht sucht, und wo das Handeln ebenso unvollkommen eine Einheit alles Wirklichen mit seinen Zwecken hervorzubringen sucht, da tritt vollends auf eine eigentümliche Weise das Gefühl in die Mitte: im Eindruck der Schönheit nämlich, indem es in der Anschauung des Schönen eine unmittelbare Gewißheit und Versicherung des Vorhandenseins einer solchen Lösung empfängt. Und die Vollendung der Schönheit wiederum beruht auf vollendeter Seligkeit; sie ist der Erfolg einer Weltordnung, in welcher kein Dasein, kein Verhältnis und kein Ereignis bloß faktisch dawäre, sondern in welcher alles, was ist, in solchen Beziehungen steht, daß aus diesen der mannichfaltigste, ausgedehnteste, tiefste Genuß für alle einzelnen Elemente entsteht.

Endlich der höchste, geheimnisvolle Sinn und Zweck der Welt ist doch nichts andres als der Liebeswille Gottes; nichts andres war der Grund zu einer Schöpfung der Geisterwelt, in deren Innerem die eigne Herrlichkeit Gottes ein unendlich vervielfachter Genuß werden konnte, und zugleich der Grund zu der Ordnung der Erscheinungen, die dieses Erzeugnis zu vermitteln imstande wären. L B

Ein „Liebling der deutschen Lesewelt"

Vor kurzem haben wir uns in diesen Blättern eine „sonderbare Parallele" vorführen lassen, die es wagte, den Doktor Luther mit seinem Gegenfüßler Ignatius Loyola auf eine Linie zu stellen. Heute möchten wir unsern Lesern den sonderbaren Schwärmer selbst vorführen, der „frech" genug gewesen ist, jene Parallele zu ziehen, den Professor der Geschichte Johannes Scherr, der seit einem vollen Menschenalter bis an seinen Tod, ja noch über seinen Tod hinaus den deutschen Büchermarkt mit einer wahren Flut von Büchern überschwemmt hat und nach seinem kürzlich erfolgten Ableben in den Zeitungen als ein „Liebling der deutschen Lesewelt" gepriesen wurde.

Der Verfasser jenes Aufsatzes gab seiner Entrüstung darüber Ausdruck, wie es überhaupt möglich sei, daß ein deutscher Schriftsteller solch einer groben Verirrung sich schuldig machen konnte; aber wir meinen, wer den bewußten Schriftsteller genauer kennt, wer da weiß, was für ein Geist in seinen Leistungen weht und was der saubere Professor der Geschichte insbesondre von Kirche und Christentum hält und lehrt, den darf es nicht im mindesten Wunder nehmen, daß dieser Schriftsteller über den fraglichen Gegenstand solch haarsträubenden Unsinn zu Tage förderte.

Nicht ohne Ueberwindung unternehmen wir es, im Folgenden zu zeigen, welch bodenlos schiefe Anschauungen Johannes Scherr über das, was uns am teuersten ist, gehegt und ausgesprochen hat, welch widerliche Karikatur von Kirche und Christentum von ihm mit plumper, dreister Hand immer wieder und wieder gezeichnet worden ist, zum Exempel, wie einseitig und oberflächlich manche vielgelesene und vielbewunderte Tagesschriftsteller, „Lieblinge unsers gebildeten Publikums," ihren Beruf, das Volk zu unterhalten und zu belehren, aufzufassen pflegen.

Wir wissen sehr wohl, die Feindschaft gegen das Christentum ist nur ein einzelner Zug in dem Bilde Scherrs; aber

dieser eine Zug ist es, der uns hier einzig interessirt. Daß der „Liebling der deutschen Lesewelt" es zu Wege gebracht hat, über die höchsten und herrlichsten Dinge im burschikosen „Hemdärmelstil" zu schreiben, sodaß seine Schriften wegen ihrer pöbelhaft ordinären Sprache schon vom ästhetischen Standpunkte aus abgelehnt werden müssen, daß der Mann zeitlebens politischen Ueberzeugungen gehuldigt hat, für die uns und vermutlich auch allen unsern Lesern jede Sympathie, ja jegliches Verständnis fehlt, daß er der Vertreter eines Gemisches von Cynismus, Pessimismus und Radikalismus gewesen ist, wie es eben nur bei ihm möglich war, aber freilich auch daß er die Feder mit einer erstaunlichen Fingerfertigkeit zu führen wußte, wenn auch überwiegend im Dienste des Schlechten — das alles geht uns jetzt nichts an. Für uns gilt es diesmal nur den Herostratus zu betrachten, den Mann, der es sich zum Ruhme anrechnete, die Brandfackeln frivolen Spottes und boshafter Verleumdung in den Bau des Reiches Gottes zu schleudern, um dann das Auge an dessen Untergange weiden zu können. Daß wir ihn damit keineswegs zu schwarz gemalt haben, läßt sich leicht aus seinen eignen Worten erweisen. Der Professor der Geschichte mag uns belehren, wie er sich den Verlauf der kirchengeschichtlichen Entwicklung denkt vom Anfang bis auf den heutigen Tag.

Ein buntes Quodlibet von Falschem und Halbwahrem weisen gleich die Sätze auf, in denen Scherr die Ursprünge des Christentums schildert. Das Christentum, so belehrt er uns in seiner durch und durch tendenziösen „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte," war lediglich eine Neugeburt des „orientalischen Spiritualismus." Schon lange hatte es „als Traum und Ahnung in den Herzen der Menschen gelegen." In dem Mythus von dem „gottmenschlichen Dionysos oder Bacchus" liegen seine Wurzeln; Bacchus, der alte Gott des Weines, ist das Urbild Christi! Die Gedanken der griechischen Mythologie werden nun von Philosophen aller Schulen geklärt und vergeistigt. Zu ihnen gesellen sich gewisse Gedanken des für Scherr rätselhaften israelitischen Monotheismus, sowie der Glaubenslehre Zarathustras, und aus diesem Boden sproßt die Pflanze des Christentums auf. Was Christus selbst hierbei für eine Stellung einnimmt, das erfährt man nicht recht. Er bemächtigte sich wahrscheinlich der in der Luft liegenden philosophischen Gedanken der Zeit und trat plötzlich „als Apostel der endlich gefundenen mystischen Gottmenschheit" auf.

In der That eine nette Theorie! Die Bibel kommt dabei nicht in Betracht, in ihr „groteskisirt ja nur eine tollgewordene Phantasie." Scherr muß es besser wissen, wie es zugegangen ist. Nun mögen sich aber auch unsre Theologen, unsre Prediger, unsre Religionslehrer darnach richten und die alten Märchen fahren lassen.

Daß eine auf so befremdliche Art entstandene Religion jahrhundertelang sich halten, ja sogar Weltreligion werden konnte, kommt nun doch dem Professor der Geschichte selbst wunderbar vor. Aber er weiß sich zu helfen. Nicht die im Christentume liegenden göttlichen Kräfte haben das Wunder bewirkt, sondern lediglich die „germanische Jugendkraft" war es, welche dem luftigen Gebilde Halt und Stütze gewährte. Wenige Seiten später sehen wir freilich wieder zu unserm Erstaunen, daß es in der Geschichte der Welt keine traurigere, „scheuseligere" Erscheinung giebt, als eben dies germanische Christentum, und lesen: „Wie hätte das anders sein können? War doch die liebevolle Lehrerin und Bildnerin der Völker, die Kirche dieser Zeit, in Wahrheit und Wirklichkeit selber nur eine rohe und lasterhafte Barbarin. Die angebliche Lehrerin und Bildnerin der Völker, wie die Kirche von frechen Pfaffen und frecheren Pfäfflingen genannt wurde und wird, mußte sich selbst erst einigermaßen entbarbarisiren, mußte zuvor erst beim antiken Heidentum in die Schule gehen, bevor sie auf das germanische Heidentum zivilisirend einzuwirken vermochte." Wie es aber im antiken Heidentum zur Zeit seiner Blüte aussah, das erzählt Scherr an andrer Stelle sehr drastisch. „Die antike Gesellschaft, in pesthauchende Fäulnis versunken, kannte und wollte in orgienhafter Trunkenheit nur noch den Wechsel von Wollust und Grausamkeit und wankte in bacchantischem Taumel einer Katastrophe entgegen, welche mit eiserner Faust die alte Welt in Trümmer schlug," und diese Katastrophe wurde mit herbeigeführt, wie Scherr selber zugestehen muß, durch den Eintritt — des Christentums! So wendet und windet sich der glatte Mann, um sich der Anerkennung einer ihm unbequemen geschichtlichen Thatsache zu entziehen, muß aber dann doch zuletzt wieder Wege gehen, die ihn zwingen, jene Anerkennung auszusprechen. Um den, der den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Thorheit ist, kommt eben auch er nicht herum.

Wir übergehen die dunklen Bilder, die Scherr mit sichtlichem Behagen von der Kirche des Mittelalters entwirft, das Zerrbild des Bonifatius und die übertriebenen Schilderungen der „Scheuseligkeiten," mit denen man bei der Bekehrung der deutschen Stämme vorging; lassen uns auch nicht in ein mittelalterliches Mönchs- oder Nonnenkloster führen, da wir uns schon denken können, wie dieselben in der Einbildung des phantasievollen Professors durch die Bank aussehen, und wenden uns sogleich der von Unwahrheiten und gemeinen Verleumdungen strotzenden Charakteristik der Reformation zu, an welcher Scherr nur eins auszusetzen hat, das aber gründlich, nämlich daß sie wesentlich ein religiöses und kein bloß soziales und politisches Ereignis gewesen ist.

Die Persönlichkeit der Reformation ist Martin Luther; dagegen kann kein Mensch die Augen verschließen, weder der unwahrhaftige römische Tendenzhistoriker Janssen noch der frivole Spötter Scherr. Da nun der große Wittenberger Reformator nicht das Glück hat, nach dem Geschmacke des roten Züricher Demokraten zu sein, so muß er sich gefallen lassen, nach allen Seiten hin auf das Schmählichste verkleinert zu werden. Um gleich von vornherein den Lesern die Freude an ihrem Luther zu vergällen, lehrt uns Scherr, „Zwingli war ein weit feinerer, freierer, edlerer und gebildeterer Geist als Luther. Zwingli war für den Kultus des Götzen, genannt Bibelbuchstabe, keineswegs so eingenommen wie der Wittenberger Mönch. Er achtete die Rechte des Menschen wie die der Vernunft, setzte das Wesen des Christen nicht in feiges Dulden und Geschehenlassen, sondern vielmehr in die freudige Uebung der Menschen- und Bürgerpflichten und hatte außerdem den Mut — hier liegt für Scherr der Angelpunkt für Zwinglis Größe —, sein edles republikanisch-reformatorisches Wirken mit einem glorreichen Märtyrertod in der Schlacht bei Kappel zu besiegeln." Zwingli in allen Ehren; aber wenn er gegen Luther als der ungleich größere, edlere, gebildetere, tapferere Mann ausgespielt wird, so ist das mindestens eine starke tendenziöse Uebertreibung. Luther ein Götzendiener des Bibelbuchstabens, ein Verächter der Menschenrechte, ein Feind der Vernunft, eine feige Memme, ein Mann, dem der Sinn dafür abging, seine Menschen- und Bürgerpflichten freudig zu üben, und der sich zu seiner Beschämung sagen lassen muß, sein schweizerischer Genosse habe den Mut gehabt, sein Werk mit seinem Blut zu besiegeln — fürwahr, nach diesem Vorspiel können wir vermuten, wie es ihm weiter ergehen wird. Eine wahre Flut von Infamien wird ausgeschüttet über ihn und sein Werk.

„Nach einer durch widrige äußere Verhältnisse und hypochondrische Leiden verbitterten Jugend wurde Luther Mönch, und das ging ihm sein Leben lang nach. Es beweist nichts dagegen, wenn er sich in glücklichen Momenten zu der lebensfreudigen Stimmung erhob, welcher er in seinem (!) berühmten geflügelten Worte vom Wein, Weib und Gesang Ausdruck verlieh; denn zu solcher Stimmung erhoben sich bekanntlich vor und nach ihm zahllose Mönche (!). Bei jedem Schritte, welchen der merkwürdige Mann macht, glaubt man zu sehen, wie ihm die Kutte schwerfällig um die Beine schlägt. Die humanistische Bewegung verstand er nicht und wollte auch nichts mit ihr zu schaffen haben, weil eben das ganze Maß seiner ordinären Bildung kaum merklich über das Niveau mönchischer Kultur sich erhob. Die klassischen Studien lagen ihm fern. Von der still und groß in sich gefaßten Lebensweisheit der Alten, von der Schönheit hellenischer Poesie und Kunst hatte er gar keine Ahnung. Theolog in jeder Fiber, hat er in Teufels-, Hexen- und sonstigem Afterglauben mit den Dümmsten seiner Zeit redlich gewett-

eifert. Ebensowenig besaß er ein Organ für Politik; aber dennoch hat er häufig genug in dieselbe hineingepfuscht, und zwar zum Unheil deutscher Nation, deren schmerzvolles Ringen nach staatlicher Wiedergeburt er freilich nicht begriffen, wohl aber nach Kräften gehindert hat. Der große Gedanke einer kirchlichen nicht nur, sondern auch einer staatlichen Reform fand in Luthers engem Schädel keinen Raum. Er ist mit seinem knechtschaffenen Gepredige: »Wenn 2 und 5 gleich 7 sind, das kannst du fassen mit deiner Vernunft; wenn aber die Obrigkeit sagt, 2 und 5 sind 8, so mußt du's glauben wider dein Wissen und Fühlen« — so recht der Erfinder der Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande gewesen. An Fürstenfürchtigkeit ist er von keinem Deutschen übertroffen worden, was doch viel sagen will. Wie es der Mittelmäßigkeit Art und Brauch, so hat auch Luther alles, was über seine theologische Verbohrtheit und Verbissenheit wegragte, als Schwarmgeisterei verworfen. Es ging eben auch hier, wie überall und allzeit. Nicht die sturm- und drangvolle Genialität (Hutten und Genossen), sondern die praktisch rechnende Mittelmäßigkeit gelangte an ihr Ziel und brachte etwas zu Wege. Das Geniale macht wohl die Menge staunen, aber das Gewöhnliche gefällt ihr und heimelt sie an. Was den Luther angeht, so glaubte er in den Stürmen religiöser Zweifel, welche seine Seele befallen hatten, einen festen Ankergrund gefunden zu haben in der augustinischen (!) Lehre von der absoluten Sündhaftigkeit des Menschen und seiner Rechtfertigung durch die göttliche Gnade, deren Verhältnis zur Vernunft weiter keiner Erörterung bedarf."

Auch sonst ist Luther nach Scherrs Darstellung eine duckmäuserische Persönlichkeit. Anfangs rief er die Vernunft als Wahrheitszeugnis an, später verleugnete er sie als des Teufels Hure. Anfangs war er der freisinnige deutsche Mann, sobald er aber sah, daß aus seiner Lehre revolutionäre Bewegungen hervorgingen, da drehte sich die Wetterfahne: „in wahrhaft kannibalischer Wut fuhr er gegen die Bauern los; mit schäumendem Munde" trat er auf gegen die Rebellen. Anfangs war er der Prophet der evangelischen Freiheit, später leitete er eine „bleierne Reaktion" ein. Zuerst empörte er sich gegen die Tyrannei des römischen Stuhles, und dann half er mit zur Befestigung der absoluten fürstlichen Despotie, „wie denn die Gründung der vollendeten fürstlichen Autokratie in Deutschland auf das Luthertum zurückzuführen ist." Zuerst pochte er auf das Evangelium; dann pochte er auf sich selbst (!). „Wer Luthers Unfehlbarkeit in Glaubenssachen nicht unbedingt anerkannte, wie Karlstadt und andre, war ihm ein Schwarmgeist und Rottirer. Als er zu Marburg gegen die überlegene Dialektik Zwinglis nicht mehr aufkommen konnte, wies er die vernünftigere Auffassung der Abendmahlslehre durch denselben mit dem Grobianismus zurück: Ihr habt nicht den rechten Geist (?)." „Das hölzerne Joch des römischen Papsttums hat er gebrochen; ja aber an dessen Stelle hat er das eiserne Joch eines Bibelbuchstabengötzendienstes gesetzt, welches nachmals die unzähligen belfernden und hündischkriechenden Päpstlein der lutherischen Orthodoxie, die lutherische Pfaffheit, den Menschen schwer genug gemacht haben." „Ungeist gegen Ungeist!"

So hat sich also Luther nicht das geringste Verdienst um die Welt erworben; seine Zeitgenossen Hutten, Münzer (!), Karlstadt — man höre und staune! — ja das sind andre Leute gewesen. Er war ein „Nummereinsmann der Rückwärtserei," ein dumpfer Zelot, ein Pfaffe, wie er im Buche steht, ein Fluch und nicht ein Segen, und wenn Scherr irgendwo die Menschen einteilt in „Menschenmenschen" und „Menschenviecher" (ein sehr edler Ausdruck), so weiß man, an welche der beiden Klassen man bei dem Reformator zu denken hat. Und doch, ein Verdienst hat Luther trotz alledem, das muß auch Scherr ihm lassen: er schrieb gut deutsch! Aber freilich, der hinkende Bote folgt auch hier auf dem Fuße: „Was die verdeutschte Bibel angeht, so hat sie nach Inhalt und Form bekanntlich auf den Gang der deutschen Zivilisation eine unermeßliche Wirkung geübt. Eine ganz andre Frage ist freilich die, ob diese Wirkung eine heilsame, ob die dadurch zu Wege gebrachte Imprägnirung des Deutschtums mit Juden-Christentum, ob die Ein- und Durchbibelung, die Verjudung unsers Volkes ein wirklicher Kultursegen gewesen und geworden sei. Wissende, welche so frei sind, die Geschichte nicht durch die theologische Brille, sondern mit ihren eignen wohlorganisirten Augen anzusehen (wie z. B. der völlig unparteiische und einzig kompetente Scherr!), werden diese Frage kaum bejahen, und sie werden auch nicht bestreiten wollen, daß die gesamte neuzeitlich-deutsche Kulturarbeit in ihren besten und höchsten Zielen nichts andres ist, als eine mühselige und schmerzvolle Wiederentjudung."

So fällt also auch das einzige Verdienst Martin Luthers, daß er dem deutschen Volke die deutsche Bibel gab, elendiglich dahin, und es bleibt von dem ganzen Manne nichts weiter übrig als ein kohlrabenschwarzer, bornirter Mönch, der mit einem andern Mönche gleichen Gepräges, genannt Ignatius Loyola, Arm in Arm auf dem großen Weltelefanten steht und sich ins Fäustchen lacht, die Welt einmal recht gründlich hinters Licht geführt zu haben.

Eine tolle Charakteristik Luthers und seines großen Werkes! Fürwahr, anders als sonst in Menschenköpfen malt sich im Kopfe Scherrs die Welt! Kein Wort brauchten wir diesem Schauergemälde hinzuzufügen. Wir fragen nur: Wo mag Johannes Scherr seine historischen Studien gemacht, wie viel mag er von Luthers Schriften wohl gelesen, wie sehr mag er wohl versucht haben, auf Grund der Quellen in die Geschichte des Reformationszeitalters einzudringen und dann, wie es sich für einen rechten Professor der Geschichte geziemen will, ein klares und wahres Bild von den Ereignissen zu Tage zu fördern? Aber ist es denn Scherr um die Wahrheit zu thun? Hat ein so verbissener Querkopf überhaupt die Fähigkeit, mit ruhiger Ueberlegung den Spuren der Wahrheit nachzugehen? Wir werden sehen, wie ihm auch bezüglich der weitern Entwicklung des kirchlichen Geisteslebens der gute Wille und die Ruhe mangelt, einem richtigen Urteile auch nur nahe zu kommen.

Wir wissen ja alle, daß die Kirchengeschichte ihre sehr dunkeln Gebiete hat. Aber ist es gerechtfertigt, wenn man sie überhaupt verabscheut? Für Scherr ist die gesamte theologische Wissenschaft ein höchst unerquicklicher Gegenstand, und wo er sie notgedrungen berühren muß, da bemerkt er: „Unsre Leser würden es uns wenig Dank wissen, wollten wir sie in das theologische Gezänke, welches von der Reformation an bis auf unsre Tage währt, näher einführen." So werden denn nur wenige Namen genannt, da ja die Wissenschaft des „absurden Dogmenkrams" eigentlich gar keine Wissenschaft ist, und wo es angeht, wird dem jeweiligen Gottesmann noch etwas angehängt. Melanchthon — ach das war keineswegs ein so zahmer Gelehrter, ein Duckmäuser war es, wie alle Pfaffen, und daß er sich zum bekannten furor theologicus erheben konnte, auch gegen die guten Bauern schrie und dem armen Servet mit auf den Scheiterhaufen half, das soll das deutsche Volk ihm ja nicht vergessen. In den Tagen der Aufklärung, wo Leute wie der Buchhändler Nicolai und der Jude Moses Mendelssohn, in den Bahnen von Thomasius, Leibniz und Wolff wandelnd, „der Kultur höchst bedeutende Dienste leisteten," wo Leute wie Semler, Bahrdt (!), „der bei aller Neigung zum Charlatanismus die freie Forschung doch immer wieder mit Verstand zu vertreten wußte," Reimarus, Spalding u. a. „dem hierarchischen Zelotentum, dem Aberglauben und der bigotten Kopfhängerei tüchtig zu Leibe gingen" — in diesen Zeiten der „liberalen Denkungsart in religiösen Dingen" kann man ja allenfalls erst von einer theologischen Wissenschaft reden. Gegen die Theologie des Rationalismus ist die Theologie der Neuzeit ein entschiedener Abfall, wie denn Tholuck und Krummacher (welcher?) neben Hengstenberg „die Mattherzigkeit des Pietismus zum Fanatismus hispanischen Pfaffentums härteten." Dieser Tholuck-Krummachersche Pietismus, welcher die ganze evangelische Welt dermalen im Banne hält, muß eine ganz fürchterliche, gemeingefährliche Erscheinung sein; denn Scherr macht uns darüber folgende tiefsinnigen Enthüllungen, bei denen es einen eiskalt überlaufen möchte: „Die Grundlage der pietistischen Richtung ist unstreitig die alte molochistische Bluttheologie, zu welcher als ergänzende Seite der Kultus der Wollust hinzutritt, wie ja auch im alten Phönizien die Tempel der Aschera-Derketo neben denen des Baal-Moloch standen. Daher die dämonische Wollust und Blut-

gier, welche so häufig unter den »Stillen im Lande« grassirt. Im übrigen zeichnet sich ihr Glaube durch die Wiederaufnahme der totalen Verteufelung des menschlichen Bewußtseins aus, wie solche zur Zeit der Hexenprozesse florirte. Der Teufel, die gänzliche Verworfenheit der Menschennatur durch die Erbsünde, deren Fluch sogar auf die leblose Schöpfung, auf die Tier- und Pflanzenwelt, auf den Erdball selbst sich erstrecke, die Versöhnung des Menschen mit Gott durch Blut, die Erhebung der geschlechtlichen Funktionen zum gottesdienstlichen Akt, die Verdammung geselliger Freuden, fanatischer Haß gegen »nicht im Stande der Gnade sich Befindende,« Verhüllung dieses Hasses und eines maßlosen Dünkels mittels der Maske liebselig-gleißnerischer Phrasen und kopfhängerisch-augenverdrehender Mienen, die Hölle mit ihren ewigen Schwefelflammen, endlich Anschmiegung an allerhöchste Protektorate durch einen hündischen Servilismus — das sind so ungefähr die Bestandteile der Kost, welche die Apostel des Pietismus dem deutschen Volke einstreichen, und welche auch auf Universitäten und in Schullehrerseminarien, von den übrigen Schulen garnicht zu reden, als gesundeste und nahrhafteste Kost empfohlen wird.“ Und nun komme einer und sage, dieser Pietismus sei nicht ein schreckliches Gespenst. Das ist er; die ganze Muckerei ist weiter nichts als „Scheuseligkeit,“ „Schufterei,“ „breitmäulige Dummheit,“ „stumpfnüstriger Unsinn,“ „Bornirtheit,“ „Erbärmlichkeit,“ „Schwammigkeit aufgedonnerter Leidenschaft,“ „entzügelte Unsittlichkeit“ u. dergl. m. An ihren Früchten könnt ihr sie erkennen! Und welches sind diese Früchte?

Da ist z. B. das deutsche sogenannte Kirchenlied. „Mit Schamlosigkeit drang das lutherische Bonzentum auf die Beibehaltung oder Wiedereinführung von Kirchengesangbüchern »voll alter Kernlieder,« d. h. voll von Barbarei und Unflat. Man nehme nur eins der Gesangbücher zur Hand, man wird darin Lämmleinbruderschaftswollüsteleien finden, die ohne große Veränderung in einem Tempel der Baaltis gesungen werden könnten.“ Als Muster eines Passionsliedes wird sodann die Strophe zitirt, die sich nach Scherr unter den Evangelischen einer gewissen „Berühmtheit“ erfreuen muß, die aber „ohne Anstand bei einem großen Opferfeste des Moloch oder des Huitzlipochtli als begleitender Hymnus sich anstimmen lassen würde:

Des wunden Kreuzgotts Bundesblut,
Die Wunden-Wunden-Wundenflut,
Ihr Wunden, ja ihr Wunden
Macht Wunden-Wunden-Wundenmut
Und Wunden Herzenswunden Wunden!
Geißelwunden, Dornenwunden!
Nagelschrunden, Speerschlitzwunden!
Grüß euch Gott, ihr Wunden! . . . . .“

Da ist ferner die evangelische Schule Deutschlands, wo die „heilige Dummheit keineswegs in so allgemeinem und raschem Verschwinden begriffen ist, wie die Frommen jammern, wo vielmehr die »Wissenschaft der Umkehr« alles Mögliche that und thut, um jenes teure Besitztum zu konserviren.“ So hatten denn auch die von Stiehl entworfenen Schulregulative „Verdummung und Versklavung des Volkes zur logischen Folge, und in den im Sinne oder besser im Unsinne dieser Regulative gehaltenen Lehrbüchern schlug der muckerische Ungeist die frechsten Purzelbäume.“ Auch sonst hat das Volksschulwesen auf dem Gebiete der „Volksverdummungskunst“ ungemein viel geleistet.

Weitere Früchte jenes abscheulichen Pietismus sind „die innere Mission, durch welche derselbe eine methodische Förderung erhielt,“ „die äußere Mission, die jährlich Tausende und wieder Tausende aus den Taschen des Volkes lockt, um die »armen, blinden Heiden jenseits des Weltmeeres« zu bekehren,“ und schließlich auch noch der Gustav-Adolf-Verein, der unter einem unbegreiflich schlechtgewählten Namen — denn Gustav Adolf war erstens ein Fürst und zweitens ein Mucker, und das genügt, um ihn zu verabscheuen — „im Grunde nur eine neue Bestätigung der alten Wahrheit war, daß das Luthertum seine eigentliche Bestimmung darin findet, dem fürstlichen Absolutismus als Gewissenspolizei an die Hand zu gehen.“

Fragt man: Woher diese blinde Wut gegen all diese christlichen Institutionen, welche doch wahrlich nichts weiter verbrochen haben, als daß sie Gefäße und Werkzeuge des christlichen Geistes sein und als solche mitwirken wollen an des christlichen Standes Besserung? Woher diese maßlose Polemik gegen den christlichen Zug und Gehalt der Geschichte des deutschen Geisteslebens von den Tagen des Ulfila bis auf den heutigen Tag? Woher dieses fortgesetzte Mißbehagen an allem dem, was einem deutschen evangelischen Christenherzen das Teuerste und Heiligste ist? — so erhält man schließlich von Scherr eine Antwort, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. „Es kann nicht im entferntesten bezweifelt werden,“ dies höhnische Wort spielt er in seiner „Allgemeinen Geschichte der Literatur“ als letzten Trumpf aus, „daß die unermeßlichen materiellen und intellektuellen Bildungsresultate, welche während der drei jüngsten Jahrhunderte in Europa gewonnen wurden, nicht mittels, sondern recht eigentlich trotz der Kirche errungen worden sind. Sie stemmte und stemmt sich überall nach Kräften dem naturgemäßen und unabänderlichen Entwicklungsgange der Menschheit entgegen. Kein Wunder daher, daß sie längst nicht mehr durch die Selbstherrlichkeit ihrer Idee, sondern nur noch einerseits durch die Denkfaulheit und Unwissenheit der Massen, anderseits durch polizeilichen Schutz existirt. Mit der nur noch notdürftig zusammenhaltenden Form des modernen Polizeistaates wird auch die Macht der Kirche zusammenbrechen, und Redensarten wie vom ewigen Felsen Petri u. dergl. m. werden gegen die Gewalt der Thatsachen nichts vermögen.“ Nicht Christus, sondern Leute wie Voltaire, „der die Ausrottung des dogmatischen Christentums als seine Mission betrachtete,“ Diderot, „der mit den Gedärmen des letzten Priesters dem letzten Könige die Gurgel zuschnüren wollte,“ Schopenhauer und Eduard von Hartmann, Karl Vogt und Ludwig Feuerbach nebst Konsorten, das sind die eigentlichen Heilande der Welt, und Scherr ist ihr Prophet.

Für jetzt freilich, so führt er in seinem Buche „Die Nihilisten“ aus, treiben wir einem großartigen europäischen Umsturz entgegen. „Der wird kommen, ihr mögt eure Köpfe noch so tief in den Sandhaufen eurer Gedankenlosigkeit stecken, federnlose Strauße, die ihr seid! Sein Tag wird kommen, so gewiß, wie die Tage der Völkerwanderung, der Reformation und der Revolution von 1789 gekommen sind!“ Wer soll denn das Drohende beschwören und abwenden? fragt er dann, und kommt endlich, nachdem er die Mächte der Monarchie, des Staatssozialismus und der Kirche mit Hohn abgewiesen hat, auf die Antwort: Die deutsche Armee könnte vielleicht die große Weltrevolution noch ein paar Jahre aufhalten!

Unter diesen Umständen, meint er, ist es am besten, sich rückhaltlos eben dem Pessimismus in die Arme zu werfen. Dieser Pessimismus stimmt den Professor der Geschichte sogar noch poetisch, und es ist interessant genug, die Quintessenz seiner Anschauungen schließlich auch noch in Versen zu lesen:

Wie oft hab' ich das nimmerstille Weltschmerzlied
Ins Ohr mir gellen hören — — — —
Den Frageschrei, auf den es keine Antwort giebt:
Woher, warum, wozu, wohin der Mensch, die Welt?
Ein Fastnachtsschwank für Götter oder Teufel nur?
Ein toller Traum, im Rausch geträumt vom Demiurg?

Laß Fragen ruhn, auf die es keine Antwort giebt,
O mitbetrübte Seele, tröste dich: Geduld! . . . .
Geduld! O meine Seele tröste dich! Bald schnellt
Befreier Tod ja der Erlösung Sonnenpfeil
Und, aller Lebenstraumqual ledig, schwinden wir
Vernichtungsselig in das ewige All und — Nichts! —

Das also ist mit Haut und Haaren Johannes Scherr, der große Prophet der modernen Weltanschauung, der federgewandte Agitator im Dienste des Pessimismus, Nihilismus, Cynismus und anderweiter unsauberer Ismen. Das ist der Mann, der mehr denn dreißig Jahre in einer beinahe unübersehbaren Menge von großen und kleinen Schriften mit aller Kraft an dem Sturze, der Untergrabung, der Vernichtung des Christentums in Deutschland gearbeitet hat. Das ist der Schriftsteller, dem eine Reihe angesehener Verleger zur Massenverbreitung seiner Schriften ihre hilfreiche Hand angeboten haben. Das ist der erhabene Lehrer deutscher Nation, aus dessen Büchern tausende und abertausende von Gebildeten einzig und allein ihre kultur- und literaturgeschichtliche Unterhaltung und Belehrung geschöpft haben, der Millionen zu seinen Füßen versammelte, dessen Werke man überall finden kann, in den Bibliotheken unsrer höhern Lehr-

anstalten, unsrer Gymnasien, Realschulen und Seminarien, wie in den Leihinstituten der Städte, in den Lesezirkeln der gebildeten Männerwelt, wie in den Boudoirs unsrer Damen. Das ist der vielgerühmte „Liebling der deutschen Lesewelt“ in der Gegenwart, der mit der Zeit immer frecher geworden ist, sodaß er sich zuletzt in der Rolle eines literarischen Diktators gefiel, eines Papstes, Tyrannen und Absolutisten schlimmster Art.

Darf man sich wundern, so fragen wir, wenn die Saat, die ein solcher Mann in die Welt gestreut hat, die faulsten, übelsten Früchte getragen, wenn in gewissen Kreisen eine hochgradige Abneigung gegen alles, was christlich heißt, eine widerliche Blasirtheit gegenüber dem Evangelium und der Kirche Platz gegriffen hat, wenn tausende unsrer Gebildeten, unsrer Aerzte, Juristen, Lehrer, Beamten, Kaufleute u. s. w. für das Reich Gottes nur Hohn und Spott, im besten Falle kühle Ablehnung parat haben, wenn sie für die Kirche so gut wie verloren sind und in kirchlichen Dingen in jener traurigen Rat- und Urteilslosigkeit sich befinden, welcher auch diese Blätter gern an ihrem Teile mit entgegenarbeiten möchten? Nun, wir sagen hier: „Laß Fragen ruhn, o mitbetrübte Seele!“ und meinen: Wer Scherr gelesen, wer die Weisheit, die er bietet, in sich eingesogen hat, über den darf man sich nicht mehr wundern, wenn er allem Christentum, ob römischem oder evangelischem — gleichviel, für immer den Rücken kehrt.

Es ist Zeit, es ist höchste Zeit, daß unsre Gebildeten, so weit sie kultur- und literaturgeschichtliche Belehrung erstreben, dem Gängelbande sich entwinden, an welchem sie von bankerotten Leuten wie Johannes Scherr selber zum religiösen Bankerott geführt werden. Gustav Freytag und Riehl, Vilmar und Gelzer, Ranke und Treitschke — es giebt Kultur- und Literarhistoriker genug, die den verbissenen Demokraten doppelt und dreifach ersetzen und, eben als ernste Forscher, auch dem Christentum Ehrfurcht und Verständnis entgegenbringen.

Eins noch dürfen wir nicht vergessen. Wenn Rom uns unsern D. F. Strauß und ähnliche Geister vorwirft zum Zeichen, daß evangelisches Christentum im Grunde mit Irreligiosität sich decke, so wollen wir uns doch an Meister Scherr erinnern. Scherr nämlich, gegen den der ernste Strauß denn doch ungleich ehrenwerter sein dürfte, ist von Haus aus Katholik und gehört mit Voltaire, d'Alembert, Diderot, Renan u. a. zu denjenigen nicht wenigen Geistern, an denen sich die oberflächliche Auffassung der römischen Kirche vom Glauben bitter gerächt hat. Das ist ja die alte Lüge Roms, daß der Protestantismus der Unglaube sei, und das ist eine alte Wahrheit, die sich hier aufs neue bestätigt: vom lockern römischen Autoritätsglauben, dieser Karikatur des rechten Christenglaubens, bis zum keckften Unglauben ist nur ein kleiner Schritt. F B

In Sachen des Evangelischen Bundes

Es ist gelegentlich dem Herausgeber von ebenso hochgeschätzter wie wohlwollender Seite der gute Rat gegeben worden, das Ev.-Luth. Gemeindeblatt nicht zu sehr mit dem Evangelischen Bunde zu liiren. Für diesen Rat haben wir das vollkommene Verständnis. Es kann in keiner Weise unsre Aufgabe sein, uns als Organ des Bundes zu geberden, welches wir nicht sind; es kann uns ebensowenig einfallen, die zum Teil ganz andersartigen Aufgaben, die wir unsrer Arbeit gesteckt haben, hinter denen zurückzusetzen, welche uns mit dem Evangelischen Bunde gemeinsam sind. Unabhängiger von einander können nie zwei gleichzeitig hervorgetretene Unternehmungen gewesen sein; aber eben diese Unabhängigkeit verleiht uns die Freudigkeit, das, was uns am Evangelischen Bunde verwandt und unterstützenswert dünkt, offen anzuerkennen und, soviel in unsern Kräften steht, zum Gelingen zu helfen. In welchem Sinne wir den Evangelischen Bund als ein Werk zur rechten Zeit begrüßt haben, liegt für Freund und Feind seit unsrer ersten Aeußerung darüber klar zu Tage, und es ist damals offen gesagt worden, daß wir, sobald unser Ideal von dem Evangelischen Bunde sich mit dem der Bundesleitung nicht mehr decken sollte, wir ungescheut unsre eignen Wege gehen werden.

Das würden wir ohne Verzug, wenn die Deutsche Ev. Kirchenz. mit ihrem neuesten Angriff auf den Bund Recht hätte. In einem überaus feindseligen Artikel giebt sie über ihn das Endurteil ab, er sei nichts weiter als „eine mittelparteiliche Gründung,“ „eine Verbindung der verschiednen Richtungen zu einer neuen Partei im großen Stil.“ *) Beweis: Beyschlags „Agitationsreise“ nach Braunschweig und ein Artikel der Kirchl. Korr. über „Die erste kirchenpolitische Vorlage und der Evangelische Bund.“ Der „dithyrambische Schwung,“ womit der letztere den Evangelischen Bund feiert, hat auch uns nicht erfreut; denn mit großen Worten ist die Sache nicht zu fördern, die Welt will Thaten sehen (bez. in der Korr. Daten!). Aber alsbald ist die Korr., die doch auch sehr gute Sachen gebracht hat, für die D. E. Kz. nichts mehr „als ein Reklameblatt zur Propaganda für den Bund.“ Man möge doch die Korr. eine Weile laufen lassen, ehe man den Stab über sie bricht. Und Professor Beyschlag in Braunschweig? Soll denn der Bund nur dann geduldet und unterstützt werden, wenn dieser Mann, der ohne Zweifel, wenn nicht „der eigentliche Begründer des Bundes,“ so doch sein vornehmlicher Mitbegründer ist, von der Bildfläche verschwindet? Wir haben keinen Anlaß, für Beyschlags kirchenpolitische Vergangenheit einzutreten; aber wenn er einen guten Gedanken gehabt hat, soll er dann nicht auch mit an seiner Ausgestaltung und Durchführung arbeiten dürfen? Wir können die glänzende (und nicht nur glänzende) Braunschweiger Rede Beyschlags, die ja gedruckt vorliegt, unsern Lesern nur dringend empfehlen (Flugschriften des E. B. Nr. 4). Den Bundesgedanken aber würden wir unserseits ebenso freudig vertreten, wenn er von der Partei der positiven Union oder den Konfessionellen ausgegangen wäre; aber das ist nun nicht der Fall.

Es ist ein betrübendes Schauspiel, zuzusehen, wie in Preußen die Leidenschaft der kirchlichen Parteien jede ruhige, sachliche, christliche Erwägung der Dinge verkümmert, ja zuweilen unmöglich macht. Ist die D. E. Kz. wirklich der Meinung, daß die sechshundert Bundesglieder in Württemberg nichts weiter wollen, als der preußischen Mittelpartei Gefolgschaft leisten? Oder wird sie das den Männern zutrauen, welche im Königreich Sachsen entschlossen sind, den Bund zu fördern? In diesen Tagen wurde in Bautzen ein Zweigverein desselben für die sächsische Oberlausitz konstituirt. Ausdrücklich erklärte der Vorsitzende, Pastor Primarius Schmeißer von Zittau, dessen Orthodoxie über jeden Zweifel erhaben ist, daß der Verein in Sachsen selbstverständlich auf dem Boden des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses stehe. Auf diesem Boden steht nicht einmal die — doch wohl unionistische — D. E. Kz. Ein „Zusammenwirken der verschiednen Kirchen und kirchlichen Richtungen“ gegen Rom halten aber jene Männer in Württemberg und Sachsen allerdings nicht nur für möglich, sondern auch für nützlich und notwendig. Der gemeinsame Feind zwingt zu gemeinsamer Abwehr. Gerade damit der Bund keine „mittelparteiliche Gründung“ werde, gerade darum legen jene Männer mit Hand an.

In weiten Kreisen der preußischen Landeskirche schätzt man einen ausgesprochenen Parteistandpunkt und eine stramme Parteidisziplin fast für das allerwichtigste Erfordernis eines gläubigen Christen. Der berührte Artikel der D. E. Kz. findet seine Erklärung in der Klage, daß es bereits um des Bundes willen „unter gleichgesinnten Brüdern zu Zwistigkeiten komme.“ Das heißt: es wollen Glieder der Partei in ihrer Haltung zum Bunde sich durch die Parole der Führer nicht binden lassen. Wir könnten jede Lockerung der Parteidisziplin, jede Unabhängigkeitserklärung der einzelnen von der Herrschaft ihrer Führer, kurz jede Zunahme der Kirche an selbständigen Charakteren nur mit Freude begrüßen. Im Eifer der Agitation merken die preußischen Kirchenmänner nicht, wie die evangelischen Christen im Reiche (und nicht wenige in Preußen selbst) mit steigendem Unwillen von solch unchristlichem Parteitreiben sich abwenden.

Wenn der reine Gedanke, das aufgestellte Ziel des Evan-

*) Die Zusammenschweißung der jetzt vorhandenen Richtungen zu einer Partei ist ein Gedanke, den im Ernst wohl niemand ausdenken kann. Aber das kennt weiter nichts als Partei und immer Partei, mag auch die Kirche drüber zu Grunde gehen! — So das Ev. Gmbl. f. Braunschw. in seiner Erwiderung auf jenen Artikel der D. E. K.

gelischen Bundes an sich richtig ist, so giebt es ein ganz einfaches Mittel, die Ausführung in die rechte Bahn zu leiten: Beitritt und Mitwirkung. Noch ist alles provisorisch: Vorstand, Statuten, Arbeitsplan — so greift doch zu, daß das Definitivum ein umso vollkommneres werde! Es ist ausdrücklich vonseiten der Bundesfreunde immer und immer wieder betont worden, daß auch die Verfechter des Antrages Hammerstein darin willkommen sein sollten, und die Kirchl. Korr. konnte jüngst gegenüber der Germania feststellen, daß sie „über den Antrag Hammerstein, beziehungsweise die geplante landeskirchliche Versammlung, kein einziges Wort der Polemik gehabt, wohl aber eine nachdrückliche Sympathieerklärung für die auch hierin zu Tage getretene »evangelische Bewegung.«“

Die Notlage ist vorhanden; ernste und dringende Aufgaben warten der Lösung: gäbe es keinen evangelischen Bund, so müßte er heute gegründet werden. Nun giebt es einen: wer also das Herz auf dem rechten Flecke hat, der greife zu und helfe, daß er seine Schuldigkeit thut! Das ist unser — naiver, wird man sagen, ich denke: — christlicher Standpunkt. Aber das kirchliche Parteiwesen in Preußen ist der echte Abklatsch des politischen. Diese Analogie erklärt alles. Und wie im Politischen, so leiden im Kirchenpolitischen die wichtigsten Sachen — unter der Personenfrage. Gott bessere es!*) R

Aus der Heidenmission

(Die Mission einst und jetzt) In unsern Tagen, wo sich das Bewußtsein immer mehr Bahn bricht, daß die Mission eine allgemeine Christenpflicht ist, wo die Mission als eine zeitgemäße Frage in den Spalten aller Zeitungen besprochen wird, begreift man es kaum, wie verstohlen noch vor einem halben Jahrhundert die Missionsfreunde dieses Werk getrieben haben. Einen interessanten Beleg dafür enthält der soeben veröffentlichte Jahresbericht des Hamburger Missionsvereins. Derselbe teilt unter anderm das Regulativ mit, welches man im Jahre 1828 für monatliche Missionsstunden verfaßte. Dieses enthält wörtlich folgende Bestimmungen: „Die Anzahl der Missionsfreunde, welche sich zum Besuch dieser Stunden verpflichten, darf nicht über zwölf sein. Diesen festen Mitgliedern ist zwar verstattet, dann und wann einen Freund mitzubringen, doch muß streng darauf gesehen werden, daß die ganze Versammlung nie mehr als sechzehn Personen sei. Frauenzimmer sind bis auf weiteres von diesen Versammlungen ausgeschlossen. Beim Weggehen wird ein jeder dringend ersucht, ruhig nach Hause zu gehen und nicht durch Unterredungen auf der Straße Aufsehen zu erregen.“ P

(Missionskonferenz) Auch das Königreich Sachsen wird von nun an nach dem Vorgang der Provinzen Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Pommern, Thüringens, Braunschweigs, Altenburgs und Baierns eine Missionskonferenz haben. Am 26. April hat in Dresden ein engerer Kreis von Missionsfreunden eine vorberatende Versammlung zu diesem Zwecke abgehalten und die Vorarbeiten insoweit erledigt, daß noch in diesem Jahre eine allgemeine Versammlung der Missionsfreunde in der Landeskirche einberufen werden kann. Es steht zu erwarten, daß durch die Thätigkeit dieser Konferenz der Missionssinn, welcher in Sachsen noch sehr darniederliegt, eine kräftige Anregung empfangen wird. P

(Ostafrikanische Missionsgesellschaft in Berlin) Dr. Karl Peters, der Leiter des deutsch-ostafrikanischen Unternehmens, hat auf seiner Reise nach Afrika in Rom Station gemacht und daselbst auf dem deutschen Konsulat mit dem Pater Amrhein, dem Vorsteher des katholischen Missionshauses in Reichenbach (Baiern), eine Vereinbarung wegen Beginn einer deutschen katholischen Mission in Deutsch-Ostafrika getroffen. Es berührt seltsam, den Gründer der evangelischen ostafrikanischen Missionsgesellschaft an die Pforten der congregatio de propaganda fide zu Rom klopfen zu sehen. Der Grund zu diesem Abschwenken nach Rom liegt offenbar in den geringen Erfolgen der mit dem kolonialen Unternehmen verbundnen Missionsbestrebungen. Man hatte wohl im Kolonialeifer auf Hunderttausende von Mark als Missionsgaben gerechnet und mußte sich schließlich mit einfachen Hunderten begnügen. Von Kennern der deutschen Missionsverhältnisse war dies vorausgesagt worden, sodaß es in eingeweihten Kreisen nicht überrascht hat. Erst jetzt, nachdem sich die ostafrikanische Missionsgesellschaft in Berlin von dem politischen Unternehmen äußerlich vollständig getrennt hat, scheint dieselbe lebensfähiger zu werden. Ende April ist im Anschluß an die landeskirchliche Versammlung in Berlin eine Vereinigung von Missionsfreunden herbeigeführt worden, und bei dieser Gelegenheit hat die Missionsgesellschaft viele neue Freunde gewonnen. Die Bitte um größere Beiträge ist nicht ungehört verhallt; es gehen jetzt täglich Hunderte von Mark ein, sodaß die Gesellschaft nächstens ihrem ersten Missionar (Greiner) eine Verstärkung nachschicken kann. Geeignete Persönlichkeiten stehen schon zur Verfügung. Am zweiten Pfingsttage soll auch die erste Krankenpflegerin nach Ostafrika abgehen. P

(Wiedergewinnung Ugandas) In London macht die große kirchliche Missionsgesellschaft energische Anstrengungen, um mit Uganda, dem durch Märtyrerblut geweihten Missionsfelde, wieder in geordnete Verbindungen zu kommen. Sie hat den Bischof in Ostafrika beauftragt, mit den leitenden Persönlichkeiten in Uganda in Verbindung zu treten, dieselben über das Wesen und die Zwecke der Mission aufzuklären und sonst die nötigen Schritte zu thun, damit zu den dortigen Behörden die freundlichen Beziehungen wieder hergestellt werden. Zu dem Ende soll der Bischof mit einer erlesenen Schar von Missionaren ans Südende des Victoria Nyanza gehen, und von dort die Verhandlungen mit dem feindlichen Könige, der Hannington in den Tod getrieben, einleiten. Seine Begleiter sollen indessen die Mission am Victoria Nyanza aufnehmen, da infolge von Krankheit die mittel- und ostafrikanische Mission gerade im letzten Jahre große Verluste an Menschenleben erlitten hat. Die Muttergesellschaft gedenkt demnächst bei Gelegenheit ihres großen Maimeetings die fünf in Aussicht genommenen Missionare abzuordnen. Am 11. Mai werden die Glaubensboten dann in See gehen. B

(Ein heidnisches Opfer im christlichen Deutschland) In wie weit die in Deutschland sich aufhaltenden Heiden sich Hauskapellen einrichten und Götzenbilder einführen, entzieht sich unsrer Beobachtung. Neuerdings aber ist ganz öffentlich in Stettin ein Götzenopfer gehalten worden, wie es unsers Wissens im christlichen Deutschland noch nicht dagewesen ist. Es war bei Gelegenheit der Fertigstellung einer der Panzerkorvetten, welche auf Kosten der chinesischen Regierung von der Schiffsbauanstalt „Vulkan“ hergestellt waren. Eine Anzahl chinesischer Schiffsbauer, welche in Deutschland den Bau eiserner Schiffe lernen wollen, begingen den Festtag außer mit einem national zugerichteten Festmahle auch mit religiösen Zeremonien. Der chinesische Gesandte in Berlin war zu dem Tage herübergekommen und wurde zu dem Tempel der Meeresgöttin geführt, welchen die Chinesen in Gestalt eines kleinen Bretterschuppens am Meeresufer errichtet hatten. Das Bild der Göttin war in demselben auf einem Tische zwischen zwei roten Lichtern aufgestellt. Vor dem Bilde stand das Opfer in Gestalt ausgeschlachteter Tiere, nämlich eines Schweines, eines Hammels und eines Kalbes, die mit Tannenreisern geschmückt waren. Die versammelten Chinesen knieten nieder und beteten, d. h. sie forderten ihre Götter auf, zur Mahlzeit zu kommen und es sich wohlschmecken zu lassen. Darauf wurde das Fleisch weggetragen und, auf chinesische Weise zubereitet, von den Söhnen aus dem fernen Reiche der Mitte verzehrt. Die Götter hatten sich mit dem Duft der Speisen begnügt.

In welch plumper Weise übrigens die chinesischen Götter bei ähnlicher Gelegenheit oft betrogen werden, ist sehr bezeichnend für die Hohlheit des heidnischen Götzendienstes selbst bei einem so gebildeten Volke wie den Chinesen. Bei Privatopfern geschieht es nicht selten, daß man aus einem Gasthause ein gebratenes Schwein gegen eine geringe Entschädigung leiht, um es nach der Zeremonie wieder zurückzuliefern. Ebenso müssen es sich die Götter gefallen lassen, daß die großen Kuchenberge, die ihnen auf der Opfertafel aufgebaut werden, nur oberflächlich mit Kuchen bedeckt sind, im Innern aber aus Hobelspänen bestehen. P

(Russische Vergewaltigung von Missionaren) Die Köln. Zeit. erhielt folgende Mitteilung aus Tiflis im Kaukasus: Zum größten Leidwesen sehr zahlreicher Anhänger und Verehrer wurde in Tiflis vor Ostern der armenisch-lutherische Missionar und Uebersetzer der Bibelgesellschaft Amirssanians ganz plötzlich in seiner Wohnung festgenommen und mit zwei Baptisten-Missionaren, welche dasselbe Schicksal erfuhren, zur Verbannung nach Orenburg bestimmt. Keinerlei gerichtliche Verhandlung war vorausgegangen, auch die Ursache nicht aufgeklärt worden, welche ein so strenges Verfahren begründete. Anfänglich wurden die Missionare in dem allgemeinen Gefängnis mit Verbrechern zusammengehalten und ihnen nicht erlaubt, sich eigene Kleider oder ihre armenisch-lutherische Bibel kommen zu lassen. Erst den größten Bemühungen ihrer Freunde gelang es, ihre Lage zu erleichtern, sodaß ihnen zuletzt erlaubt wurde, mit ihren Familien auf Postwagen nach dem Verbannungsorte zu reisen, was anfänglich auch nicht gestattet werden sollte. Amirssanians ist ein alter, etwa achtzigjähriger, höchst ehrenwerter Mann, der auch im Hause des bisherigen deutschen Konsuls Herrn v. Lamezan viel als Hausfreund verkehrte. Er war der Bibelgesellschaft durch seine großartige Sprachkenntnis — er beherrschte dreizehn, meist orientalische Sprachen — von hohem Nutzen. Viele Armenier der sich immer mehr ausbreitenden armenisch-lutherischen Gemeinde hingen dem vortrefflichen Religionslehrer und Missionar mit aufrichtiger Verehrung an. Man

---

*) Inzwischen hat auch der Protestantenverein als solcher dem Evangelischen Bunde seinen Absagebrief geschrieben. Er erklärt durch sein ständiges Büreau, daß er die Hoffnungen auf eine Vereinigung aller Parteien zu gemeinsamer Aktion nicht teilen könne. „Bei der synodalen Organisation, in der das Leben derselben sich heut bewegt, ist der parteimäßige Zusammenschluß der Mitglieder derselben je nach ihren verschiedenen theologischen und kirchenpolitischen Richtungen ein unentbehrliches Uebel.“ Eine Sammlung der Mitglieder der verschiednen Parteien „bei bewußtem Ausschluß der Führer“ ist — wie des Näheren ausgeführt wird — ein Unding, wie denn die Erfahrungen mit den Führern der positiven Parteien beweisen. „Bei dieser Sachlage wird aber auch der deutsche Protestantenverein diejenige Organisation und Verbindung nicht durch den Evangelischen Bund beeinträchtigen lassen dürfen, in welcher sich seine Mitglieder zur Bekämpfung der Tendenzen der positiven Parteien und zur Verfolgung auch der Aufgaben, welche ihnen mit dem Evangelischen Bunde gemeinsam sind, in aktiver Bethätigung auf dem kirchenverfassungsmäßigen Boden zusammengefunden haben.“ Schließlich wird den Mitgliedern als einzelnen die Unterstützung der Bundesunternehmungen, insbesondre der Kirchl. Korr., empfohlen und der Beitritt freigestellt. — Wir haben dem gegenüber von dem oben Gesagten nichts zurückzunehmen.

bringt seine plötzliche Verbannung im Verwaltungswege mit dem letzten Besuch Pobedonoszews im Kaukasus in Zusammenhang und nimmt an, daß ein Fall gröbster Unduldsamkeit vorliegt.

Bücher und Schriften

(Ein Hauptwerk über Armenpflege und Wohlthätigkeit) Erst in neuerer Zeit werden die Ziele einer wirklichen Armenpflege klarer und allgemeiner anerkannt und passende Wege dafür eingeschlagen. Im Mittelalter spendete man durch die Bank nicht, um Dürftigen zu helfen, denn Armut galt ja für einen gottgefälligen Zustand, sondern um sein eignes Seelenheil zu fördern, für irdische Güter himmlische einzutauschen. Näheres hierüber ist in dem trefflichen Uhlhornschen Werke: „Die christliche Liebesthätigkeit im Mittelalter“ zu lesen. Jetzt begreift man immer mehr, daß jede soziale Hilfeleistung Geber und Nehmer erziehen und erheben soll, lernt und übt die Kunst, Notleidende gedeihlich zu versorgen, der Verarmung und Verlotterung vorzubeugen, am rechten Orte, zu rechter Zeit und in richtigem Maße einzugreifen, strebt vor allem: statt Almosen Arbeit zu geben, Jugendlichen zur Berufserlernung behilflich zu sein u. s. w.; man hütet sich — wenigstens thun dies die wohlgesinnten Einsichtigeren —, durch gedankenloses Ausstreuen von kleiner Münze („kupferne Wohlthätigkeit“) an unbekannte Bettler nur Tagediebe, Landstreicher und Trunkenbolde zu züchten und die Armut zu steigern.

In alledem ist die Stadt Elberfeld vor einem Menschenalter bahnbrechend aufgetreten, indem sie mehrere Hunderte von Gemeindegliedern für diesen Liebesdienst heranzuziehen, heranzubilden und festzuhalten verstand, sodaß dem einzelnen Pfleger nur drei bis vier Pflegschaften obliegen, welche er beobachten und zweckdienlich behandeln kann. Nur auf diese Weise wird eine wohlunterscheidende, nachhaltig wirksame Versorgung möglich, eine Thätigkeit, die zugleich die bemittelten Klassen an den Dienst für das öffentliche Wohl gewöhnt, ihnen eine Schule der Bürgertugend und der Selbstverwaltung wird. Dieses System wurde in Krefeld, Barmen und andern Rheinstädten, in Bremen, Dresden, Leipzig, Landsberg, Gotha u. s. w. mit bestem, auch finanziell gutem Erfolge eingeführt.

Erschöpfende und doch bündige Auskunft über diese Dinge giebt ein vom „Deutschen Vereine für Armenpflege und Wohlthätigkeit“ veranlaßtes Werk: „Das Armenwesen in 77 deutschen Städten und einigen Landarmenverbänden, von Professor Dr. Böhmert, Direktor des kgl. sächs. statistischen Büreaus in Dresden.“ Der erschienene, 17½ Bogen starke erste Band enthält den allgemeinen Teil, welcher die Ansprüche an die Armenstatistik und die Methoden der neuesten Erhebungen beschreibt, dann die staatlichen Armengesetzgebungen, die wichtigsten kommunalen Armenordnungen und die Hauptergebnisse darstellt. Sehr ausführlich und übersichtlich ist das Verfahren der Stadt Elberfeld geschildert und von allen statutarischen Bestimmungen, Anleitungen und Formularen begleitet. Der Aufmerksamkeit besonders empfohlen zu werden verdienen die Abschnitte über Beteiligung der Frauen an der amtlichen Armenpflege und Wohlthätigkeit, sowie über Behandlung arbeitsfähiger Hilfsbedürftiger unter verschiedensten Verhältnissen.

Wie man erfährt, wird neuerdings von Elberfeld aus auf Anfragen mit Verweisung auf das Böhmertsche Werk amtlich geantwortet. — Das vollständige Werk soll 40 bis 50 Bogen umfassen und kostet für Subskribenten 12 Mark bis Ende August, im spätern Ladenpreise 20 Mark. Subskriptionen nimmt das armenstatistische Büreau des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit an: Dresden, Böhmische Straße 11. A G

(Ein Führer durch das Gebiet der innern Mission) Kenntnis der innern Mission fängt an, ein Teil der allgemeinen Bildung zu werden. Kein Wunder: ist doch die innere Mission der großartige Versuch, die soziale Frage der Gegenwart, welche auch diejenige der Zukunft ist, von religiös-kirchlicher Seite aus zu lösen, wie dies durch die laufende deutsche Gesetzgebung von Staatswegen erstrebt wird.

An vereinzelten Versuchen auf dem besprochenen Gebiete hat es nie, weder von religiös-kirchlicher noch von staatlicher Seite aus, gefehlt; aber zu prinzipiellem Schaffen, zu dauerhaften Organisationen ist erst in unsern Tagen vorgeschritten worden. Ein Zeichen dafür, daß die vielfältig zersplitterten und in ihrer Zersplitterung wenig beachteten und wenig wirksamen Ansätze zu geregelter christlicher Liebesthätigkeit — so wollen wir einmal die innere Mission bezeichnen — nun zu einheitlichem Sein und Wirken sich sammeln, ist das Erscheinen eines von berufener Seite herausgegebenen Leitfadens durch das weite, reiche Gebiet. Theodor Schäfer, Pastor und Vorsteher der Diakonissenanstalt zu Altona, Herausgeber der trefflichen Monatsschrift f. i. M., hat einen „Leitfaden der innern Mission, zunächst für den Berufsunterricht in Brüder-, Diakonen- und Diakonissen-Anstalten“ herausgegeben. (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1887. 247 S.; 3,60 M.) Es wird durch dies Werkchen, welches nur der Vorbote ähnlicher und eingehenderer Werke ist (der Verfasser kündigt selbst ein noch in Vorbereitung begriffenes Handbuch der innern Mission an), freilich nur erst eine ideelle Einheit zwischen den mannichfaltigen Zweigen und Zweiglein der innern Mission hergestellt; aber sie ist die notwendige Vorläuferin der äußern und muß diese vielfach ersetzen.

Im einzelnen kann dieser Leitfaden, abgesehen von seinem speziellen Zweck für Berufsunterricht, manchen der innern Mission näher oder ferner Stehenden zu einem bessern und tiefern Verständnis derselben anleiten. Mit theoretischen Auseinandersetzungen hält sich der Verfasser nicht lange auf; eine bessere Einführung in das Wesen der innern Mission ist gewiß die Geschichte derselben, welche auf 55 Seiten zumeist in Form biographischer Skizzen gegeben wird. Sodann bietet der Verfasser eine, man könnte sagen, ausgeführte Statistik, einen Ueberblick über den Stand und Betrieb der Missionsarbeit. Es werden 43 verschiedne Zweige der innern Mission aufgezählt und besprochen. Jeder dieser Paragraphen behandelt in sechs stehenden Abschnitten den Notstand, dem die betreffende Liebesarbeit abhelfen will, die Geschichte, die Einrichtung, die Schwierigkeiten und Gefahren, die verwandten und Hilfseinrichtungen, Ziel und Segen dieser Arbeit. Erschöpfend ist das Gebotene bei weitem nicht und soll es nicht sein; aber es ist voll von verführerischen Fingerzeigen, welche den Leser anspornen, weiter zu suchen, ja selbst mitzuarbeiten. Ein verhältnismäßig umfangreicher Literaturnachweis erleichtert dies.

Sollen wir einen leicht zu befolgenden Rat anknüpfen, so wäre es der, daß dieser Leitfaden jeder Anstalts- und Vereinsbibliothek — wir haben da besonders Frauen-, Jünglings- und ähnliche Vereine im Auge — einverleibt werde oder doch den Anfang zu einer solchen bilde. Es kann nur den Eifer der Arbeiter steigern, wenn sie einen Einblick in die Größe und Bedeutung des Gesamtwerkes gewinnen, an welchem auch sie mithelfen dürfen. Ein Wunsch nur bleibt es, wenn auch ein heißer, daß auch der innern Mission ferner Stehende oder Abgeneigte den Leitfaden zur Hand nehmen und durch den aus demselben gewonnenen Eindruck bezwungen werden mögen. E B

(Die Evangelisation in Bosnien) Unter diesem Titel hat Pfarrer Dr. Kolatschek von Agram seine in Nr. 20, S. 194 gebührend hervorgehobenen Schriftchen über seine Entdeckungsreisen ins Bosnische, welche schnell vergriffen waren, zusammengefaßt und unter Beifügung weiterer wertvoller Mitteilungen über den Stand der evangelischen Sache in Bosnien neu herausgegeben. Möchte die Schrift, die nun auf 102 Seiten angewachsen ist, recht viele Käufer finden; sie verdient es. Der Reinertrag ist zum Besten des Kirchenbaues in Maglai am Verbas bestimmt. (Agram, 1887, Verlag der Fr. Suppanschen Universitäts-Buchhandlung; Preis M. 1,10.)

(Ein Schriftchen über Kurland) Einen trefflichen Beitrag zur Beurteilung der schwierigen Lage, in der sich gegenwärtig die evangelisch-lutherische Kirche der deutsch-russischen Ostseeprovinzen befindet, bietet ein 1886 bei G. Böhme in Leipzig erschienenes Schriftchen dar: „Die lettisch-nationale Bewegung und die kurländische Geistlichkeit,“ Ladenpreis 60 Pf. Mit den Waffen gründlicher Geschichtswissenschaft und literarischer Bildung, und dabei ohne Leidenschaft und Erbitterung, weist der Verfasser in gedrängter Kürze das gute historische Recht der lutherischen Kirche in jenen Gebieten gegenüber der hereinbrechenden panslawistischen Flut nach, indem er besonders die Verdienste der lutherischen Geistlichkeit Kurlands um geistige Hebung und Förderung des lettischen Volkes gebührend würdigt. N—t

(Kirchenideale und Kirchenreformen) Die unter dem gleichlautenden Titel in unserm Blatte erschienenen Artikel, welche den Mitbegründer d. Bl., Wilhelm Bornemann, Professor und geistlichen Inspektor in Magdeburg, zum Verfasser haben, sind im Buchhandel erschienen (84 S.; 1 M.). Der Sonderabdruck ist insofern ein vermehrter, als ein kurzer Bericht über eine anonyme Schrift: „Die drei Grundschäden der evangelischen Landeskirche“ und über die Stellung des Protestantenvereins zum Antrag Hammerstein eingeschaltet, der Abschnitt über die evangelischen Kirchenbildungen ein wenig erweitert und dem Ganzen ein vier Seiten langes Vorwort vorangestellt ist.

(Vereine gegen Bettelei oder Herbergsvereine?) Der so überschriebene Artikel in Nr. 21 und 22 ist als Flugblatt des Deutschen Herbergsvereins vervielfältigt worden und sind Abzüge davon beim Büreau desselben in Bethel bei Bielefeld zu verlangen.

Verschiedenes

(Vereinstag der preußischen Mittelpartei) Die „landeskirchliche evangelische Vereinigung“ (preußische Mittelpartei) hält ihren siebenten Vereinstag am 8. Juni in Potsdam. Konsistorialrat Professor Köstlin aus Halle wird über die Frage sprechen: „Worin hat die evangelische Kirche die in der gegenwärtigen Lage ihr unentbehrliche Stärkung zu suchen?“

Ohne Zweifel wird die Versammlung sich wie bisher die Parteileitung gegen die Hammersteinsche Bewegung ablehnend verhalten. Gleichwohl wäre es doch für den innerkirchlichen Frieden in Preußen nur zu wünschen, daß den „maßvolleren“ Forderungen der Berliner Versammlung ihre bedingte Anerkennung nicht vorenthalten würde. Das sachlich Richtige auch an den Forderungen des Gegners anerkennen, aber gegen dahinterliegende weitergehende Tendenzen Bürgschaften verlangen — das würde nach unserm bescheidnen Dafürhalten die Weise sein, in welcher jene Gruppe innerhalb der preußischen Landeskirche, die einst keine Partei sein wollte, sondern eben nur eine evangelische Vereinigung, die so dringend notwendige Verständigung zwischen den Parteien fördern könnte und müßte! Nur bei solcher Haltung wird man vonseiten der Anhänger des Antrags Hammerstein erwarten dürfen, daß sie sich ihrerseits mit dem Evangelischen Bunde befreunden.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig